Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 4

Artikel: Der jähe Tod des Pianoforte
Autor: Weilenmann, Margarete
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753292

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der jähe Tod des Pianoforte

VON MARGARETE WEILENMANN

Eine peruanische Geschichte. — Peru. — Etwas weit weg, sagen Sie, etwas extravagant, was die Breitegrade betrifft. Unten links liegt Peru, unten links in Südamerika, dort, wo sich in den einsamen, urweltlichen Anden die Vizcachas und Pumas (die peruanischen Hasen und Füchse) gute Nacht sagen.

Etwas unheimlich vielleicht, sagen Sie. Aber diese kleine Geschichte ist harmlos; sie hat sich in Huaras zugetragen. Ueberdies ist es eine wahre Geschichte!

Huaras ist eine hochgelegene, schöne, etwas düstere, kleine Stadt in den peruanischen Anden. Wie eine gigantische Hängematte liegt das Tal von Huaras zwischen den Bergketten, und ganz im Grunde des Tales, das verschlossen wie ein Beichtstuhl ist, liegt das kleine Städtchen. Die schwarzen und die weißen Kordilleren, helle Schneeberge und finstere, glatte Felstürme umschließen es, einige der berühmten Kupfer- und Silberminen liegen über dem Tal.

Ein richtiges peruanisches Provinzstädtchen im spanischen Kolonialstil, mit seiner gelben, barocken Kathedrale, den alten, strengen Häusern, den Balustraden, Galerien, Mauervorsprüngen, die die engen gepflasterten Gassen wie uralte maurische Erker überragen, seinen vergitterten Fenstern. Die wunderschönen Palmengärten mit den tiefen Brunnen liegen versteckt zwischen den Steinhäusern, versteckt und eingeschlossen wie die jungen Mädchen von Huaras. Die engen Straßen münden alle auf die steinigen, steilen Abhänge, es ist ein wenig bedrückend. Metallblau steht der Himmel über Huaras, das Licht ist gleißend und kalt, hohe, graugrüne Eukalyptusbäume wachsen auf den Hängen, merkwürdig verrenkte, krause Kakteen und Agaven wuchern auf den steinigen Mauerterrassen.

Der große, alte Kondor kreist abends über der Stadt, Lamas mit langen, stolzen Hälsen und seltsam sanftem menschlichem Blick schreiten ein wenig schaukelnd durch die Gassen, manchmal leuchtet das schöne Rot eines Ponchos auf, in den ein schweigsamer Indianer gehüllt ist; Indianerfrauen mit großen, runden Filzhüten kauern auf dem höckerigen Marktplatz und bieten ihre armseligen Waren an — drei Eier, einige Maiskuchen, einige Peperoni, ein halbes Dutzend Orangen.

Natürlich ist das Leben in Huaras nicht außergewöhnlich belustigend, obwohl nette, muntere Menschen da wohnen. Ein wenig streng dürfte es sogar zugehen in Huaras, etwas bigott, ein wenig spanisch-maurisch — so ziemt es sich eben in einem peruanischen Provinzstädtchen — Kirche und Tradition sind stärker als die natürliche Lebenslust.

In Haus und Kirche spielt sich das Leben für die kreolische Oberschicht ab, die Señoras sind in strenges Schwarz gekleidet, eifersüchtig werden die jungen Mädchen — berühmt hübsch sind die jungen Mädchen von Huaras — von ihren Eltern behütet. Die Herren sitzen den ganzen Tag vor ihren Clubs und schauen vornehm, streng und gelangweilt aus — so gehört es sich eben. Braune Indianer schreiten ruhig und gleichgültig durch die gewundenen Straßen und schauen einen mit ihren steinernen, polierten, blicklosen Augen an.

Wie gut, daß es junge Männer in Huaras gibt. Da ist vor allem Cousin Panchito, ein wohlhabender junger Huarasker, fröhlich, unbeschwert, mit Phantasie und barocken Einfällen reich gesegnet, ein wenig wohlbeleibt, hübsch, unbeschäftigt und immer verliebt — ein junger peruanischer Kreole.

Nun wohl, eines Tages hat Panchitos fromme Tante Concepción in Lima ganz plötzlich das Zeitliche gesegnet und sie hat Panchito ihren Konzertflügel vermacht, ein prächtiges, schwarzes Stück.

Panchito hatte es ihr nämlich angetan, als er — ein niedliches, frommes Knäblein — mit einem kleinen, fetten Händchen schüchtern auf dem Flügel der guten Tante Concepción das erhebende Lied vorspielte: «Gesegnet sei unsere Jungfrau auf ihrem Altar.» Tante Concepción dürfte etwas weltfremd gewesen sein, etwas einfältig und gutgläubig sogar, denn nie hätte sie sich träumen lassen, daß aus einem braven Kleinen ein so lockerer Zeisig werden kann, sonst hätte sie wohl vorgezogen, ihren prachtvollen Flügel dem Kloster Santa Rosa in Lima zu vermachen.

Es gibt nicht viele Konzertflügel in Huaras, die Reise von Lima ist lang und beschwerlich, auf Maultierrücken müssen die schweren Kisten geschleppt werden, die Wege sind steinig und eng.

Eines Tages kommt der Flügel in Huaras an, ein schön lackierter, stattlicher, wohlklingender Flügel; Panchito ist erfreut und stolz und gibt dem eleganten Möbel den Ehrenplatz im mütterlichen Salon.

Natürlich will der sympathische Panchito seinen sympathischen Freunden und Altersgenossen das Instrument nicht vorenthalten, und am Abend lädt er sie alle ein, um die Ankunft des Erbstückes zu feiern. Das ist ein herrliches Fest. Man trinkt die wasserhelle Chicha, den einheimischen Maisbranntwein, Pisco, den süßen, starken Traubenlikör und andere peruanische Feuerwasser, man ißt scharfgewürzten Maiskuchen dazu und die überstark gezuckerten Huarasker Leckereien, man lacht und lärmt, spielt Gitarre und singt die schmelzenden und herzzerreißenden, die drolligen und die leidenschaftlichen kreolischen Lieder mit dem seltsam erregenden Rhythmus, man tanzt taschentuchschwingend die putzigen peruanischen Marineras, und Panchito sitzt strahlend vor seinem Flügel und spielt und spielt.

Viel lustiger hätte kein Fest sein können, denken alle; leider, leider aber dürfen die jungen Mädchen nicht zum Feste kommen; in Huaras pflegen die jungen Mädchen nach Einbruch der Dunkelheit nicht auszugehen; sie bleiben in ihren hermetisch verschlossenen Häusern — wie schade, jammerschade.

Da hat Panchito heute eine ausgezeichnete Idee, eine außergewöhnlich ansprechende Idee, denken alle. Wie wäre es, wenn man der hübschen kleinen Alina mit der goldenen Haut, den blauschwarzen Locken, den kleinen Füßchen, Panchitos derzeitiger «Novia», ein Ständchen bringen würde? Eine bombastische Serenade mit Konzertflügelbegleitung? Die Kleine hätte doch auf diese Weise auch etwas vom Flügel, da sie nicht zum Flügel kommen kann, soll der Flügel zu ihr gehen.

Panchitos Freunde packen begeistert an, und hopp, schleppen sie den schweren Flügel aus dem Hause, durch die stillen, nächtlichen, winkligen Gassen. Panchito folgt ihnen lachend mit dem Klavierstuhl.

Nun sind sie vor dem großen, strengen Hause angelangt, das Alina vor der bösen Welt behütet, und nun beginnt die prächtigste Serenade, die Peru je gekannt hat (selbst die hochnäsigen Leute aus Lima haben nie etwas Besseres zustande gebracht) — eine ganz beneidenswerte junge Person ist doch Alina: Gitarre, Gesang und Klavier!

«In Huaras ist das Licht heller als anderswo», singen sie, «denn als Gott die Sonne schuf, die die Welt erleuchtet, hat er noch zwei extra Sönnlein in das Gesicht jedes Mädchens aus Huaras gesetzt», und «Mein weißes Lama, meine Goldwolke, mein Herz». Panchito trommelt die herrlichste Begleitung auf seinem Klavier, mit Firolis, Triolen, Fiorituren und Arabesken.

Alina ist ganz unsäglich erfreut und steht klopfenden Herzens hinter ihrem vergitterten Fenster. Alinas Vater jedoch ist nicht begeistert über die lärmende Huldigung an die Schönheit seines Töchterleins, er ist sogar recht erzürnt.

«Pepe», gebietet er seinem indianischen Majordom, «Pepe, wirf sofort einen gehörigen Kübel Wasser auf diese Schamlosen.»

Pepes Gesicht bleibt unbewegt, aber er freut sich, diesen Señoritos, diesen verhaßten weißen Herrchen, eins auszuwischen. Grausam leert er einen großen Schwall Wasser über die muntere Schar aus. So nimmt die Serenade ein plötzliches Ende.

Panchito und seine Freunde werden über und über naß. «Caramba», rufen sie lachend, sie finden das kolossal belustigend, geradezu berauschend komisch, sie flüchten unbeschwert von Reue.

Der Flügel bleibt verlassen auf dem mondhellen Platze und wirft seinen bizarren Schatten auf das höckerige Pflaster; da steht er, ein sichtbarer Zeuge der Bewunderung Panchitos für die junge Alina. Panchito hat ohne Zweifel ein wenig zu tief ins Glas geguckt, er geht seelenruhig schlafen und kümmert sich kein bißchen um das Schicksal seines Flügels; heiter sind seine Träume.

Einen Schrei des Entsetzens stößt Panchitos Frau Mutter am nächsten Morgen aus, als sie in ihren Salon tritt und wahrnimmt, daß der Flügel verschwunden ist. Sie befürchtet Blendwerk der Hölle und weckt Panchito auf. Mühsam erinnert sich der Leichtsinnige, wo er das Piano stehen gelassen hat; die Diener finden es in der Morgensonne. Zwei Lamas beschnuppern es, ein ganzer Haufen kleiner indianischer Kinder umsteht es und berührt mit den schmutzigen braunen Fingerchen scheu die magischen Tasten, die tönen.

Bald bildet das stattliche Möbel von neuem die Zierde des Salons.

Panchito und seine jungen Tunichtgute von Freunden fanden das Abenteuer sehr spaßhaft und lachten lange noch unbändig darüber.

Nichts ist ihnen erwünschter, als diese besondere Serenade zu wiederholen; es gibt viele junge Mädchen in Huaras, die geehrt werden müssen.

Panchito geizte nicht mit seinem Flügel, und so schleppten sie denn jedesmal, wenn es ihnen einzufallen pflegte, das Instrument vor das Haus einer Schönen.

Der gleißende Bergmond beglänzte den schwarzen Lack, leise Bergregen und väterliche Wassergüsse (alle Väter junger Mädchen in Huaras sind streng) benetzten ihn, und oft mußte ihn die junge Morgensonne trocknen.

Etwas heiser und verstimmt wurde das Instrument, aber Panchito, seine Spießgesellen und deren «Novias» zogen viel Entzücken daraus.

Oft des Nachts fuhr Panchitos Mutter aus schwerem Traume auf und fragte sich bang, was wohl dem kostbaren Pianoforte gerade jetzt wieder geschehe; einmal träumte ihr, es fahre tönend zum Himmel auf. Vergebens suchte sie es zurückzuhalten, immer höher fuhr es durch die schwebenden Nachtwölkchen, bis es mit einem letzten Wimmern verschwand. Es war ein schwerer Traum.

Die jungen Mädchen von Huaras jedoch waren begeistert über die Ständchen von ungeahnter Pracht und Klangfülle.

Wie nun aber jeder in Huaras weiß, wohnt Isabelita mit den großen, fließenden, schwarzen Augen, das hübscheste und stolzeste junge Mädchen der Provinz, in einer dieser alten spanischen Haziendas auf einem Hügel außerhalb der Stadt. Es wäre unwürdig, denkt jeder, eine Schmach für die jungen Leute von Huaras, Isabelita nicht auch eine Serenade mit Klavierbegleitung zu geben als bescheidene Huldigung für ihre schönen Augen und ihr stolzes, ein wenig trauriges Gesichtchen.

Die wackeren Freunde Panchitos entschließen sich denn eines Abends, den Flügel auf den Hügel zu schleppen, vor die Mauer des Kastells. Freilich hatten sie sich ja inzwischen eine außergewöhnliche Gewandtheit im Klaviertransport angeeignet. Aber der Weg ist weit und steil, Hitze liegt über dem Tal von Huaras, der Abendwind von der Sierra her weht heute nicht. Aromatischer Duft riesiger Eukalyptusbäume legt sich schwer über das Tal, die Kakteen strecken ihre stacheligen, seltsam verrenkten Arme grau gegen die hohen Berge aus.

Ganz erschöpft kommen die jungen Leute auf dem Hügel an.

Da steht es nun, das stolze Pianoforte, und Panchito legt die ganze Seele in sein Spiel, nie hatte der Flügel so zauberhaft getönt. Es war eine wunderschöne, eine großartige Serenade, und die kleine Isabella stand ergriffen und tief erfreut auf ihrem einsamen, hohen Balkon. Wenn es nur nicht so schwül gewesen wäre.

Aber was war das?

Plötzlich fingen die Hunde des Landgutes zu heulen und wimmern an, Lamaherden rasten vorbei, die silbergrauen Vicuñaschafe drängten sich zitternd zusammen; die Luft wurde immer schwerer und drückender. Ein trübes gelbes Licht lag über den schwarzen Felswänden, der Himmel schien tief und glatt.

Die jungen Leute beschlossen darum, mit ihrer schweren Bürde heimzukehren, ein löblicher Beschluß, und so holperten sie mühsam den Berg hinunter.

Da ließ sich ein unterirdisches, schweres Grollen hören.

Man weiß, daß es in jenen Andengebieten recht häufig Erdbeben gibt; Panchito und seine Freunde verstanden unverzüglich das Anzeichen und zögerten nicht, den Flügel seinem Schicksal zu überlassen; sie flüchteten Hals über Kopf in ihre festgegründeten, soliden Elternhäuser.

Da stand also das Piano mit seinen vornehmen Linien am Wegrand, einsam und steil, und die bleichen Schneeberge spiegelten sich in seinem schwarzen, glänzenden Holze.

Die Bäume vibrierten leise, dann war wieder alles still. Es war aber, wie wenn ein Schwingen hoch oben in den Lüften wäre, ein hoher Wind über den menschlichen Sphären. Die Sterne schienen wie aufgedunsen in ihrem unwahrscheinlichen blassen Glanze. Dann kam es.

Ein Sausen kam, ein Zittern ging über die Abhänge. Von den hohen Eukalyptusbäumen schauerten kleine Zweige, der Tau sprang wie glitzernde Glastropfen von den langen Blättern. Tierstimmen gellten.

Dann schwankten die Berge, sie schienen sich düster umarmen zu wollen über dem engen Tal. Fahle Felsstücke rutschten in den Fluß Apurimac, dessen Wasser rollten und zischten.

Plötzlich barst die Erde da, wo der Flügel stand, gräßlich klaffte sie, und rasend fuhr er in das klaffende Erdmaul. Hinuntergeschluckt war das prächtige Pianoforte, Freudenspender der jungen Männer, Ehre der jungen Mädchen Huaras' — hinuntergeschluckt.

Das war alles. Dann war die Stille wieder da. Niemand hat den Flügel je wieder gesehen. Die Serenaden von Huaras verloren fast all ihren Reiz.

Aber wie gesagt, Panchito ist erfinderisch.

Einige Zeit nach dem jähen Tode seines Flügels kam er mich besuchen.

«Meine liebe kleine Kusine», sagte er zärtlich, «wie reizend du heute aussiehst. Möchtest du mir nicht für heute abend deinen Flügel leihen?»

Ich sagte: «Nein.»

Niemand wird mich darob tadeln.